

Die beiden Kapitäne.

Von Rudolf Mischel.

Schon seit dem frühen Morgen lag das Unterseeboot auf Vorposten. Rings um das Boot quillte das tupperne Wasser, als siebe es über einem unsichtbaren Feuer. Aber der Blick des Kapitäns hing in der Ferne. Bald verschwand er wieder unter Deck, prüfte das Periscope und gab kurz und tonlos den Befehl zu halber Fahrt.

Die Maschine knatterte eine Weile aufgeregt nach der langen Ruhe. Dann schob das Boot gegen die tangende See an. Ein Obermatrose stand am Ausguck. Die Heizer vor ihren Hebeln und Griffen an der Blut des Ofens. Der Kapitän war über sein Fahrbuch gebeugt.

Bevor er am nächsten Morgen abgelöst wurde, wollte er noch einen Streifzug machen, und die Dämmerung und die Dunkelheit sollten ihn schmeicheln. Keiner sprach ein Wort; es war eine starke Stille in dem engen Schiffraum. Einer sah nur dann und wann in die Augen des anderen und las darin denselben Mut, dieselbe Hoffnung.

Da schallte das Sprachrohr. Der Kapitän stand am Hörer.

„Weit vor Nordost ein Brad!“ Der Kapitän stieg hinauf und sah durch das Glas. Ein Mast, ein Balken, mehr war noch nicht zu sehen. Das Boot änderte den Kurs und stampfte darauf zu.

Und schließlich war es klar und deutlich. Der schwarze Leib eines Torpedobootes, vom Wasser gegen eine Sandbank geworfen. Die Wellen gingen breit und schwer darüber hinweg. Nur die Spitze des Mastes sah heraus und daran das verworrene Gefänge der drahtlosen Telegraphie. Und hinten, hinten flatterte noch die Flagge. Die Fahrt war dem Wasser, schwer von der Feuchtheit glatte sie mit hellen Schlägen. Ihrem Schiffe noch im Tode treu.

Der Kapitän war seltsam bewegt. Dies Boot hatte der Feind vor zwei Monaten im Nebel hier in den Grund geschossen. Dies kleine, tapfere Boot. Er sah es noch im Geiste vor sich, wie es im grauen Morgen aus dem Hafen stieg, schwarz und kahl, die weißliche Flagge am Heck der einzigen Schmud. Diefelbe Flagge, die hier im Winde flatterte, lebendig wie am ersten Tage.

Nun lag der Schiffstiel müde, zerissen unter den Wellen. Und drinnen der Feind, der Kapitän. Zwei Tage vor der letzten Ausfahrt des Torpedobootes war es gewesen, da hatten die beiden Kapitäne das erste „Du“ einander gesagt. Das hatte nicht weich und lieb geklungen, wie im Frieden, wenn der Wein darüber fließt, sondern hart und trocken, wie eine kühlerne Tröste, die am Untertritt.

Nun dachte der Kapitän des toten Freundes und fühlte: „Du freier und starker Mensch.“

Das Unterseeboot fuhr in leichten Wendungen die Unfallstelle ab, um die flatternde Fahne einzuziehen. Das Heck des Torpedobootes stand fast senkrecht in die Höhe. Die dünne, dunkle Wand war zerkratzt, und das Wasser rollte unablässig in den Leib des Schiffes hinein. Dann gutgelte es und löste es in dem wirren Loch, das der Schuß gerissen hatte.

In diesem Augenblick stürzte sich eine volle Woge hinein und zertrümmerte mit dem Körper des Schiffes. Und da — trieb eine Leiche heraus. — Der Obermatrose sah es. Aber der in dunkelblaues Tuch gekleidete Tote war nur schwer zu erkennen und im Auge zu behalten bei der unruhigen See.

Der Kapitän befahl zwei weitere Matrosen an Deck. Das Unterseeboot stemmte sich gegen die Flut und legte sich mit der Breitseite vor das gekunzte Schiff, so daß die Wellen nun in doppelten Sprüngen über Brad und Boot fuhren.

Nach einer halben Stunde schwerer, kalter Arbeit hatte man den Toten gefischt. Nun lag er da auf dem nassen Deck des Unterseebootes. Der andere, der tote Kapitän. Der Freund.

Die Matrosen bissen die Zähne aufeinander und trugen ihren toten Kameraden unter Deck. Sie zogen ihm das schwere, feuchte Zeug vom eisigen Körper und kleideten ihn in eine alte Jacke.

So lag er da, der tote Kommandant, und fühlte nicht mehr die erlösende Wärme, die von der Maschine her durch den engen Raum ging. Sein Gesicht war häßlich geworden, aber der Tod macht niemanden schön.

Indessen lag das Boot schwer auf der Seite unter der Wucht der Wellen, ganz nahe an dem Brad des Torpedobootes. Der Kapitän griff mit jähem Hand hinüber und rief die Fahne vom Stod. Dann wendete das Boot sich ab und stampfte mit befreiter Kraft der dämmernden See zu.

Der Kapitän kam mit hastigen Schritten unter das Deck, warf das nasse Flaggenstück zur Seite und

stand stumm vor dem toten Freunde, der auf einer Bank an der Schiffswand lag. Die Hände des tapferen Kapitäns fügten sich ineinander. Auch er fühlte die wohlige Wärme des Raumes nicht. All sein Denken und Fühlen war nur bei diesem ersten Toten. Er begriff auch nicht das Wunder dieses Zufalls, daß er den toten Freund noch hatte bergen können, daß er ihm, den er nur zwei kurze Tage als seinen Freund empfunden hatte, diese letzte Liebe nun erweisen durfte. Er fühlte überhaupt nicht Trauer und nicht Freude.

Wenige Minuten verharrete der Kapitän in dieser Andacht. Dann nahm er das nasse Flaggenstück, trocknete es an der heißen Maschinenwand und breitete es dem toten Freunde über die Brust. Und plötzlich war es so feierlich in dem engen und kahlen Schiffraum wie in einer Kirche mit Gefang und Orgel. Man hörte nur von draußen die Wellen hoch gegen das Boot sich werfen und drinnen in trotzigem Takt die Maschine stampfen. Und diese eintönigen Geräusche waren wie Musik.

Dann rief sich der Kapitän mit einem Kuck zusammen, wandte sich um und gab seinen Leuten einige Befehle.

Die Fahrt ging weiter im Schutz der Nacht, immer tiefer auf die See hinaus.

Der Kapitän rühte sich einen Stuhl neben den toten Freund und ließ sich müde darauf nieder. Er war voll wunderlicher Gedanken und mußte sich erst eine Weile Ruhe gönnen.

Er empfand etwas Dumpfes wie Rauche, mit Haß und Stolz gemischt. War er es nicht auch dem toten Freunde schuldig? Mühte er nicht auch das Leben dieses guten und starken Mannes rächen mit allen Mitteln, die er anwenden konnte? Für eine Weile wollte er es nicht fassen, daß der Freund so still und ungerührt von ihm gegangen war. Durfte er sich dann noch Freund nennen? Aber nein! Das ging nicht!

Der Kapitän blickte mit klaren Augen vor sich hin. Er hatte keine Zeit für Rache und Freundschaft. Er durfte sie gar nicht haben. Er hatte etwas, das stand dagegen wie eine eiserne Wand. Seine Pflicht. Seine kurze, klare Pflicht.

Der Kapitän stand auf und sah auf das bleiche Angesicht des Toten wieder. Seine Lippen bewegten sich in unverständlichen Worten. Und der Tote schien ihm Freiheit und Kraft zu geben. Denn fast heiter wandte sich der Kapitän um, dehnte sich und schritt schnell wieder nach oben, um den Matrosen dort zu befragen.

Kein Mondschein war. Nur Nacht. Auch das Wasser sah man nicht. Man hörte es nur, aber es klang nun frisch und lebendig.

Der Kapitän prüfte den Kompaß und die anderen Apparate. Und plötzlich hatte er einen Entschluß. Er wußte kaum, woher. Er sprang hinunter in den Maschinenraum und rief auch von den Torpedorohren die Matrosen zu sich. Die standen nun alle still, wie Säulen vor ihm.

Der Kapitän atmete tief und warf den Kopf zurück.

„Kameraden! Wir wollen vorwärts bis zum Morgen! — Ich denke, wir werden sie fassen, irgendwo. — Ihr wißt, was ich Euch damit sagen will! — Wer irgendwelche Bedenken hat, soll vortreten.“

Die Matrosen standen unbeweglich und starrten ihren Kapitän an. Leblos.

„Ich danke Euch!“ Alle Worte des Kapitäns waren hart, grauam beinahe. Aber seine Leute hatten ihn verstanden. Er wandte sich stumm von ihnen und ging. Und ging hinein zu dem Toten, sopte die beiden starren Hände und küßte sie lange.

Das Boot wühlte in dem Wasser, als sei es voll neuer Kraft. Jeder einzelne stand an seinem engen, angewiesenen Platz und ermüdete nicht. Keiner fühlte es, daß dieses Schiff einen Toten mit sich führte. Hier war kein Gedanke an Grab und Nacht. Nur Leben. Es war, als hätte der Geist des toten Kommandanten in dem Schiff und begeisterte seine treuen Kameraden.

So ging es die ganze Nacht. Es geschah nichts. Alle warteten stumm. Der dämmernde Morgen schwebte über die See und goß Licht aus unsichtbaren Händen.

Da zeigten sich Schattenbildern gleich, Schiffe in der Ferne.

„Feind — Steuerbord voraus!“ Diese Worte liefen von Mann zu Mann. Unten an den beiden Torpedorohren standen die Matrosen. Der eine an den Griffen, der andere vor dem Sprachrohr. Unbeweglich.

„Wie spät?“ raunt dieser. Und der andere erwidert: „Sechs!“ fast unwillig über diese Störung.

blid den Kopf. Sein Blick geht über den Toten hin. Der liegt still und ahnt nicht die Schwere dieser Stunde. Das Boot verlangsamt seine Fahrt. Nur die schmale, graue Röhre des Periscops steht noch aus dem Wasser, und die spritzenden Wellen gehen darüber hinweg.

Die Kreuzer des Feindes werden klarer und deutlicher in dem Bilde. Aber das Boot wühlt sich immer näher.

Nun stoppt die Maschine noch mehr, und aus dem Rohr fährt zitternd der Torpedo. Lechzend wie ein losgelassenes Tier. Der Kapitän beobachtet seinen Lauf im Periscope. Ein scharf geträufelter Streifen im Wasser zeigt die Bahn, die er läuft.

Immer ferner ist er, immer weiter. Jetzt muß er dort sein. Man hört ihn nicht auffliegen. Man wartet atemlos. Minuten, die wie Stunden sind.

Da legt sich plötzlich der feindliche Kreuzer zur Seite, und das eben noch stolze Schiff wird kläglich und unbeholfen.

Der Kapitän spricht durch das Sprachrohr nach unten: „Treffer!“ Aber keine Freude zittert in ihnen. Immer noch stumm. Das zweite Geschöß liegt bereit.

Das Boot wendet sich zur Seite und fährt in großem Bogen die Front der drei fremden Schiffe ab.

Die beiden anderen Kreuzer eilen dem sinkenden zu Hilfe.

Da ertönt unten im Torpedoraum wieder ein Zeichen und durch das Sprachrohr die Stimme des Kapitäns: „Los!“

Das zweite Geschöß wühlt sich seine Bahn.

„Treffer!“ Da werden die Augen des Kapitäns glänzender und größer. Aber er rührt sich nicht.

Die Heizer nien schweiß- und rußbedeckt vor der leuchtenden Maschine. Auf die halbnahten, klagigen Gestalten wirft das Feuer einen rötlichen Schein. Keiner magt ein Wort. Sie wissen nichts.

Der dritte Schuß läuft zitternd aus dem Rohr. Und wieder schallt nach kurzer Pause das eintönige Wort: „Treffer!“ durch das Sprachrohr hinunter.

Der Kapitän packt einen Augenblick ein großes, tiefes Gefühl, das wie Stolz und Trost und Freude ist. Aber er bleibt still. Auch auf den Toten schaut er nicht zurück.

In dem Heizraum schallt das Kommando: „Volle Kraft!“ Die aber wissen nicht, ob es Sieg ist oder Untergang.

Das Boot wendet sich in hartem Kreise zurück. Die Maschine gibt alle Kraft her, die in ihr ist. Man hört das Wasser an den Wänden des Bootes entlang rauschen, pfeifen.

Und während das schießende Boot schnaubt wie ein verfolgtes Tier, sieht der Kapitän im Periscope an jener Stelle einen Wirrwarr von Booten und Menschen. Der vernichtete Feind.

Lange, lange Zeit geht die Fahrt so. Alle Geschütz liegen noch in eisernen Ketten. Weder Freude noch Furcht geht um.

Da kommt das Kommando zum Aufsteigen.

Alle atmen tiefer, strecken die Arme und reiben die Augen wie nach einem langen Schlaf.

Der Kapitän tritt hinunter in den Torpedoraum und klopft den Dreien auf die Schulter: „Ihr seid brav!“ Und die genießen die drei großen Worte wie ein übergroßes Glück.

Und im Heizraum steht der Kapitän. Drei von denen sind hinüber! sagt er ingrinnig. Mehr mag er nicht. Dann drückt er den Heizer die schmutzigen, öligen Hände. Und er läßt dabei. Aber dies Lachen ist nicht weich wie sonst, sondern laut und voll Grimm.

Dann geht der Kapitän wieder zurück. Und plötzlich denkt er des Toten. Der liegt immer noch da, unberührt, dieselbe kahle Blässe im Gesicht.

Der Kapitän kniet zur Seite seines toten Freundes nieder und legt sein Gesicht auf das Fahnenstück. Er schwankt zwischen Trauer und Freude. Aber ein tiefes, seltsames Gefühl der Genugtuung ist in ihm.

„Du bist nicht umsonst gestorben, Du Lieber!“ murmeln seine Lippen. Dann wendet er sich wieder zu seinen Leuten und gönnt ihnen und sich ein schärferes, volles Glas, um die starren Glieder wieder zu beleben.

Zwei Ritter vom Leibregiment.

Militärbild von Paul Schmidt.

Oft haben wir den alten Schulz, welcher Berwaller auf einem kleinen Rittergut im Brandenburgischen war, bewundert und in den Sommernächten unter der Friedens-eiche aufmerksam seinen Worten gelauscht.

Jeden Sonntag, wenn er zur Kirche ging, konnte man ihn schon von weitem hören. Das Klirren der vielen Kriegsmedaillen war für uns das Zeichen, eine Ehrenfront für Vater Schulz zu bilden. Der alte ehemalige Feldwebel dankte uns dann militärisch mit einem Jünger der rechten Hand.

Seine beiden Söhne waren Soldaten, und die Tochter hatte einen Soldaten geheiratet; es war sein Stolz, einem jeden zu erzählen, daß er eine Soldatenfamilie gegründet habe.

Als Zwanzigjähriger wurde er beim Leibregiment eingezogen, und bei Düppel, als es hieß, die Schanzen der Dänen zu stürmen, war er im dichtesten Getümmel, von Schanze eins bis Schanze zehn ist er unter mörderischem Feuer vorwärts gedrungen, ohne verwundet zu werden. Dort holte er sich eine preussische und eine österrichische Medaille, und der alte General von Alvensleben gab ihm am darauf folgenden Tage persönlich die Unteroffiziersstreifen.

Nach dem Kriege war er als Königsberauer nach dem stillen Dorfschen zurückgekehrt. Die damals junge Rittergutsbesitzerin hat ihn dann als Leibkammerling angestellt.

Knap zwei Jahre später ging es wieder mit dem Leibregiment. Diesmal nach dem Süden. Zehn Tage darauf wurde er auf dem Felde bei Königgrätz einem Dienstgrad höher befördert, außerdem erhielt er die Medaille der siegreichen Armee: Treuen Krieger, Königgrätz.

Wieder kam er zurück, ohne verwundet zu werden. Er versah auf dem Gut seinen Dienst wie zuvor, ein jeder achtete und beachtete ihm Respekt, sogar die etwas vermögenden Söhne des Schloßherrn mußten auf Geheiß des Vaters vor Schulz die Köpfe ziehen.

Dann kam der von den Franzosen vom Baum gebrochene Krieg. Das Leibregiment lief ihn als einen der Ersten. Als linker Flügelunteroffizier der ersten Kompagnie verließ er die alte ehrwürdige Stadt an der Ober.

Auf den steilen Höhen bei Epihern, wo sich das brandenburgische Leibregiment umgekehrte Vorberre holte, wurde er am Abend auf blutigem Schlachtfeld zum Feldwebel befördert und erhielt das Eisener Kreuz zweiter Klasse.

Tiefer ging es in Frankreich hin- und in manchem weiteren Gefecht auf dem großen Siegeszuge tat er sich hervor.

Unten im Süden, bei Orleans, hat er sich den Rang eines Feldwebel-Leutnants und das Kreuz erster Klasse verdient.

Nach dem Friedensschluß kam er mit all den vielen Orden zum Dorfschen zurück, ein jeder beglückwünschte ihn. Alle waren sich darüber einig, Schulz war ein echter deutscher Mann, der nur Gott im Himmel fürchtete, sonst aber nichts.

Auf dem Gute war in den beiden Kriegsjahren eine kleine Veränderung eingetreten. Zwei Söhne der gnädigen Frau waren auf Frankreichs Erde den Heldentod fürs Vaterland gestorben. Während der Besizer des Schlosses, von der Gicht geplagt, die er sich in den Schanzgräben vor Straßburg geholt hatte, darnieder lag.

Schulz wollte wieder seinen alten Posten antreten. Doch diesmal wurde er abgelehnt und auf Anordnung des lahm gelegten Besitzers zum Oberinspektor des Gutes ernannt. Der Feldwebel wollte Einspruch erheben, wurde aber von der Frau und dem alten Offizier eintrachtig kommandiert, den verantwortlichen Posten zu übernehmen.

Schulz wurde Landwirt, und unter seiner Leitung blühte das Anwesen sehr auf, es wurde gewissermaßen eine landwirtschaftliche Musteranlage.

Er verheiratete sich bald darauf mit seiner Jugendliebe. Die der Ehe entprossenen Kinder hatten sich, durch den Fleiß des Vaters angegriffen, alle ein hohes Lebensziel gestellt.

Die Enkel, welche sich mit der Zeit einstellten, kamen gerne nach dem großen Gute und verbrachten ihre Ferien bei den Großeltern.

Der Älteste, namens Herbert, war des Vaters Liebling, und diesem brachte er alle Soldateneigenschaften bei; er verstand mit zehn Jahren das Exerzier-Reglement genau so wie seine Schulbücher.

Ganz besonders hatte er sich in Großvaters Orden verliebt, der vor ein paar Jahren noch das Allgemeine Ehrenzeichen zu all den vielen Kriegsmedaillen bekommen hatte. Oft sagte der blonde Krauskopf:

Großvater, wenn es wieder Krieg gibt, dann will ich einer von denen sein, die sich das Kreuz am schwarzweißen Bande im Knopfloch verdienen.

Der Alte lächelte und sagte: Das will ich hoffen, nur sehen werde ich es nicht mehr, denn Deutschland wird nie den Frieden brechen.

Der alte Feldwebel ahnte nicht, daß er selbst noch mithelfen sollte im nächsten Kriege.

Als im letzten Jahre das Völkerkrieg begann und sich alle Nationen auf Deutschland stürzten, da erscholl der Ruf: „Kriegsfreiwillige vor!“

Herbert war einer der Ersten; einem innern Drange folgend meldete er sich. Nur der Anwesenheit des Großvaters, mit den vielen Orden, konnte er es verbieten, daß die Kommission vom Leibregiment den Sechszehnjährigen annahm. Als aber die Rekrutenoffiziere von dem alten Feldwebel erfuhr, daß der Purche das Regiment wie das Vater-Unter kenne, da gab es ein Gänderschütteln, daß dem alten Manne die Augen feucht wurden.

Seine beiden Söhne waren schon zu ihrem Truppenteil gefahren, und nun folgte der Enkel, sein Liebling. Er richtete sich auf und sagte: Ich wünsche, ich hätte ein Dutzend solcher Großsöhne, wie der Herbert ist. Die Offiziere verstanden den alten, ehemaligen Kämpfer, ohne daß er ihnen die Ursache zu erklären brauchte.

Dort oben in Flandern, wo die Jungmannschaften, mit den Reservisten vermisch, am dreißigwärtigen Oktober die Landgräben der Belgier und Engländer stürmten, wo Professoren neben ihren Schülern bluteten und trotz aller feindlichen Feuers unter dem Gelang „Deutschland, Deutschland über alles“ vorwärts drangen, da war auch Jung Herbert dabei.

Obwohl zweimal, kurz hintereinander, von feindlichen Kugeln getroffen, übernahm er, nachdem der Leutnant und alle Unteroffiziere gefallen waren, die Führung des Juges. Von seiner Tapferkeit angespornt, wurden die anderen mitgerissen und säuberten mit Bajonett und Kolben den letzten feindlichen Schützengraben aus.

Am nächsten Tage wurde er auf Regimentsbefehl zum Unteroffizier ernannt. Der Jüngste beim Leibregiment, nicht volle siebzehn Jahre alt.

Der Regimentskommandeur kam am nächsten Tage, um Herbert Schulz zu beglückwünschen, fand aber den jungen Soldaten nicht mehr amweid; er war noch in derselben Nacht, durch großen Muterlust geschwächt, von den Sanitätsleuten nach dem weiter rückwärts liegenden Feldlazarett gebracht worden.

Hier wurde er unter der sorgsamsten Pflege der Ärzte und Schwestern, wobei seine kräftige Natur mithalt, nach kurzer Zeit auf die Liste der Leichtkranken gesetzt.

Nach einer Woche gab es für ihn eine Uebertragung, der Oberstabsarzt trat an sein Lager, reichte ihm die Hand und sagte: Unteroffizier Schulz, ich soll Ihnen in Namen ihres Regimentskommandeurs die beiden Kreuze an die junge, aber höchst tapfere Brust heften und, wenn Sie transportfähig sind, bis auf weiteres nach der Garnison zurückführen.

Am nächsten Tage schon ging er, den linken Arm in die Schlinge haltend, zu der nahen Bahnhöhle. Mehrere Male sah er nach der linken Seite, die beiden Kreuze leuchteten genau wie an Großvaters Brust. Seine Augen strahlten vor Freude über die Ehre, sie endlich selbst tragen zu dürfen.

Als er in der alten Stadt an der Oder ankam, ging er über den Anger der nahen Kaserne zu, um sich sofort zu melden.

Während er durch den langen Korridor schreitet, sieht er, daß in einem Stuben Gewehrinterdicht abgehakt wird, meistens von alten Landwehr-Sergeanten. Die Zuhörer sind aber alles junge Burken, Kriegsfreiwillige, die sich alle zu den Fahnen drängen, um zu helfen in dem blutigen Ringen.

Er tritt in ein Zimmer ein, um sich nach dem Adjutanten zu erkundigen, ehe er aber die Frage stellen kann, ertönt der Ruf „Ordnung“, eine Ehrenbezeugung, die dem Träger des eisernen Kreuzes erster Klasse von jedem Soldaten erwiesen wird.

Nachdem Herbert Schulz die Ehrenbezeugung erwirbt hatte, frag er den Interdichtteilenden und erhielt zur Antwort: Feldwebel-Leutnant Schulz hat die Aufsicht auf diesen Korridor, der wird Ihnen den richtigen Bescheid geben können.

Raum hat er ausgesprochen, da tritt der Genannte auch schon in die Stube.

War das ein schnelles Erkennen! Großvater: hörte man von der einen Seite und: Herbert, mein Junge, von der anderen. Der alte Mann umschlang den Enkel und drückte

ihn an die Brust. Als er den Verband sah und die beiden Kreuze an der Linken, sowie die Treffen, da konnte er sich nicht mehr halten und sagte, ihn abermals umschlingend: Junge, du folgst genau meinen Fußstapfen, ich bin stolz auf dich; deine Eltern werden sich ebenfalls freuen. Hätte mir einer das vor zehn Jahren erzählt, der Knirps holt sich die beiden Kreuze zu meiner Lebzeit, ich hätte ihn vom Doktor auf seine Zurechnungsfähigkeit unterrichten lassen.

Dann ging der alte Mann auf den Korridor und rief mit Donnerstimme: „ausretten! — Stillgestanden! — Nicht End! — Augen grrr — ade aus!“ und hielt folgende Ansprache an die neuen Kriegsfreiwilligen: „Soldaten vom Leibregiment, hiermit stelle ich euch den jüngsten Unteroffizier vom Regiment vor, es ist mein Enkel, befragt euch vor dem Feinde genau so wie er, dann werden wir einen ruhmvollen Frieden in kurzer Zeit erringen.“ Der Patriotismus überwältigte seine Stimme, und schnell kommandierte er: „Wegtreten!“

Am Abend gab es im Unteroffizierskasino ein beisehendes Liebesmahl zu Ehren des jüngsten und des ältesten Ritters vom Leibregiment.

Einer siebzig und der andere siebzehn Jahre alt, doch der Alte läubte genau so wie der Junge, und beide sangen nach dem Festmahl das hohe Lied vom Deutschen Reich:

„Deutschland, Deutschland über alles, lieber alles in der Welt.“

Was der deutsche Soldat in den Taschen hat.

In dem Feldpostbriefe eines im Osten sehenden deutschen Soldaten wird nicht ohne Humor geschildert, wie es in den Taschen eines deutschen Soldaten aussieht. „Wißt Du mal wissen (so fragt der Briefschreiber), wie meine Taschen aussehen? Linke Hosentasche: ein Hosen-träger-Erfahrtel, ein Taschentuch, einen weiß, außen Schmutzfarbe (feldgrün), etwas Berg zum Gewehrtragen, die Zelluloidschachtel mit Klapppapier, Seife, Seiflappen und schließlich das Handtuch. Rechte Hosentasche: Vortemomnaie, silbernes Messer, großes buntes Taschentuch, Pulswärmer, Liebestafel: Uhr und Bergpumpfeife. Westentasche: links unten Kompaß, Spiegel, Kalender, Pyramidol. Rechte Westentasche: Notizbuch, Pergamentpapier, Utensilien: Zigaretten; vollgepropte Zigaretten — alle Briefe trage ich natürlich nicht bei mir, die sind im Tornister. Linke äußere Tasche: Reis, Schokolade usw. Rechte: Halb frei für ein Stück Brot. Kannst Du Dir eine Vorstellung machen von meiner Vollgepropttheit?“

Rechtsgaben.

Ich groß, 6. Klein, 6. alt, 6. jung. Ein jeder voll Beglückung. Schick keine Rechtegaben an uns 10. Taschen all im Feld, und jeder freut sich, der erhält So was in Schützengraben.

Zigaretten, „die man rauchen kann“, Was wollen, das man brauchen kann, Sie freudig dort begrüßen; Auch hört ich, daß mitkommen sei Dort Schokolade und Pfeffer, Die Stimmung zu verjüngen.

Wenn auch nicht alles „prima“ ist, Schon weiß von seiner Minna in, Die dem Empfänger schmedet! Doch manche Kuriosität, Von lieber Hand geteilt, genügt, Mann eierhart erwidern.

Im Graben jünger so'n Kriegermann Schaut keine Rechtegaben an Und lacht dann ganz unbeding, Weil eine Schwimmbühnen er dein fand, Die ihm sein Stammisfreund gefand, Gejackett eigenhändig!

— Folgerichtig, Dichtlerling: „Wa — wa — was? Sie haben meine Rechtegaben verbrannt? Warum denn?“

Redakteur: „Natürlich, weil ihnen das nötige Feuer fehlte.“

— Auch ein Trost. Kommiss (welcher neu eingetreten ist und das Bureau sehr kalt findet): „Ist es denn hier immer so kalt?“ Buchhalter: „Nein, im Sommer ist es wärmer.“

— O diese Kinder. Junger Mann (Grazerplatz, bei einer Tischgesellschaft): „Diese Woche war ich auch im Zirkus und habe mir den Löwenbändiger angesehen, wirklich großartig.“

Der kleine Hans (Sohn der Hausfrau): „Ach, nicht wahr, Herr Krämer, da treten Sie auch auf?“ Junger Mann: „Ach? Nein, mein Junge, als was sollte ich denn dort auftreten?“

Der kleine Hans: „Ich glaube nur, weil Mama immer sagt, Sie sind ein Heringsbändiger.“

— Auf der Siebnärbahn. Schaffner (die Fahrkarten revidierend): „Da haben Sie ja den unrichtigen Zug besitzigen, Frauhen, der geht ja nach Nidderburg!“

Frau: „Aber der Portier jagte mir doch, der Zug ginge nach Nidderhausen.“

Schaffner: „Sagte er das? Dumme Wetter, da sind wir ja am Ende gar schon auf der Rückfahrt!“ 4